Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 16 (1912-1913)
Heft: 5

Artikel: Ludwig und Annemarie : eine Erzählung aus dem Ries [Schluss]
Autor: Meyr, Melchior
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663754

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hinder wellem Räi?

Näime stahd es Hüüsli,
Hinder wellem Räi?
Rüeft: „Was witt di bsinne?
Chumm es Rüngli ine!
Händ scho Platz für di,
Wo d'chasch glückli sii."
Hinder wellem Räi
Stahd ächt nu das Hüüsli?

Näime brännt es Füürli,
Hinder wellem Räi?
Winkt: „Was witt go früüre!
Chumm! i will der füüre,
Ha grad Holz für di,
Chöntsch so glückli sii!"
Hinder wellem Räi
Brännt ächt nu das Füürli?

Näime lüüt' es Glöggli,
Hinder wellem Räi?
Singt und winkt mer: „Wäidli!
Wäiß e hübsches Mäitli,
Paßt so guet für di,
Chöntsch so glückli sii!
Hinder wellem Räi
Lüüt ächt nu das Glöggli?

Ernst Eschmann, Zürich.

Ludwig und Annemarie.

Eine Erzählung aus dem Ries von Melchior Meyr.

(Schluß.)

Nach einem in mäßiger Arbeit verbrachten Tage saß der Angerbauer bei seinem Weib im Kanzley. Die Abendmahlzeit war vorüber, ebenso das Läuten der Kirchenglocke, das die Familien zum Abendgebet ruft. Die Ehehalten waren zum größten Teil schon im Bett, weil sie morgen sehr früh wieder herausmußten; nur der Oberknecht war noch im Roßstall und erzählte dem Andres Geschichten. In der Stube herrschte große Stille, in welcher nur das Ticken der Wanduhr und das „Spinnen" der großen Hauskatze vernehmlich war. Der Angerbauer hörte nichts von beidem; er ruhte gedankenvoll in dem braunledernen Großvaterstuhl am Ofen. Die Bäuerin saß am Wandtisch, auf dem eine brennende Ölampel stand. Sie sah bekümmert aus und war offenbar mit einem bestimmten Gedanken beschäftigt. Diesen zu äußern, brach sie das Stillschweigen, und zwar in

einem Tone, als ob sie ein unterbrochenes Gespräch wieder aufnähme. „Was doch das Geld ist!“ sagte sie mit einer Art Seufzer. „Wenn das Mädchen nun einen Hof hätte wie die andere, eine bessere Schwiegertochter könnten wir uns nicht wünschen!“ Der Bauer fuhr aus seinen Gedanken auf und erwiderte: „Was red'st du da wieder! Sie hat ihn nun einmal nicht! Wenn! Als ob einem damit geholfen wär'!“ Die Angerbäuerin ließ sich nicht irre machen und fuhr fort: „Ich hab' sie heut wieder an mir vorbeigehen sehen, und was mir besonders gefallen hat, ist ihre Sauberkeit, und daß ihr alles so wohl ansteht. Das würde eine Haushaltung werden wie unsere.“

Der Alte wurde ernstlich böse. „Ich möchte doch wissen,“ rief er aus, „was das für ein Vergnügen ist, sich Dinge vorzustellen, die nicht sein können. Sei doch nicht kindisch!“ — „Nun, ja,“ erwiderte die Frau, „ich weiß ja, daß es nicht sein kann; aber man darf doch wohl davon reden.“ Sie schwieg eine Weile still, konnte oder wollte sich aber noch nicht zufrieden geben und begann daher: „Wer hätte gedacht, daß es uns so ganz unglücklich gehen würde! Statt einen Sohn gut zu versorgen, müssen wir ihn bei Leuten dienen lassen, die ihn schlecht behandeln, und vielleicht bald hören, daß er in die weite Welt gelaufen ist, wo wir ihn gar nicht mehr sehen!“ Der Vater erhob sich in großem Unmut. „Ich seh'“, rief er, „es ist die höchste Zeit, daß wir insBett gehen! Nimm die Ampel und zünde mir, ich geh'!“ — „Nun,“ versetzte die Mutter, „tu' nur nicht gleich so wild!“

Als sie eben der Tür sich näherten hörten sie ein Gebell vom Hofhunde, das sich rasch in ein Freudengeheul verwandelte. Sie horchten. Ein froher Lärm erhob sich vom Stalle her und bald vernahmen sie den lauten Ruf von Andres: „Er ist da! Er ist da!“ Das Herz der Mutter klopfte, mit zitternder Hand öffnete sie die Tür, sah umher und erblickte an dem Ende des Ganges, der vom Stall in den Tennen führte, den verloren geglaubten Ludwig, von Andres mit jubelndem Eifer vorwärts gezogen. Einen Freudenschrei ausstoßen, die Ampel auf die Ofenbank stellen, dem wiedergefundenen Sohn entgegeneilen, ihn fassen und mit liebenden Worten begrüßen, war bei der guten Frau eins. Sie nahm ihn beim andern Arm und führte ihn vereint mit Andres der Stube zu.

Der Angerbauer war von dieser im gegenwärtigen Moment durchaus unerwarteten Heimkehr in die innerste Seele getroffen. Seine Gemütsbewegung äußerte sich in einer Blässe, die über sein Gesicht ging und ebenso wie die Freudenröte der Mutter das Gefühl für den Sohn verkündete. Damit hatte er aber den Zoll der väterlichen Liebe abgetragen; er faßte sich im Augenblick wieder, unterdrückte seine Bewegung und sah dem Ankommenden in der Würde des häuslichen Richters entgegen. Ludwig

stand mit blutrotem Gesicht auf der Schwelle. Er hatte der Mutter „Guten Abend“ gesagt; vor dem Vater zeigte sich aber die Natur unfähig, den Beschluß des Willens auszuführen; der Mund war ihm verschlossen. Ebenso unfähig war der Vater, ihn zu lösen durch ein mildes, entgegenkommendes, wenn auch mit väterlicher Rüge entgegenkommendes Wort. — Wie wurde Ludwig dazu gebracht, den unerwarteten Schritt zu tun?

Als er sich vom Schmiedbauer ins Wirtshaus begab und den Brief an Annemarie schrieb, war es bei ihm ausgemacht, am andern Morgen nach Augsburg zu wandern. Eine Änderung seines Entschlusses wurde durch den Brief herbeigeführt, den er nachts erhielt und der ihm ein anderes Ziel der Wanderung bezeichnete. Er war geschrieben von dem alten Pfarrer und ihm zugesandt aus dem Hause des jüngern Amtsbruders, wo er für einen Fall dieser Art schon bereit lag. Ich lasse ihn wörtlich folgen und seine Sache selbst führen. Der alte Herr schrieb:

„Lieber Ludwig! Ich höre von meinem Freund und Amtsbruder, daß du von dem Bauer, bei welchem du als Knecht dienst, und von seinen Kindern immer übler gehalten wirst, und da ich annehmen muß, du werdest dich über kurz oder lang mit ihm überwerfen, so schreibe ich dir diesen Brief, damit er im Augenblick der Entscheidung das Gewicht eines freundschaftlichen Rates in die Wagschale werfe, die sich zur Versöhnung neigt. Du weißt selber, Ludwig, daß dein alter Freund nicht zu denen gehört, die mit ihren Ermahnungen lästig werden, wo kein Wille und keine Fähigkeit ist, sie zu befolgen; aber dir mut' ich jetzt etwas zu, weil ich dir die Kraft zutraue, es zu tun. Um es offen zu sagen: du mußt zu deinen Eltern zurückkehren! Du mußt es freiwillig und sobald als möglich tun!

Über den Streit mit deinem Vater will ich jetzt nicht urteilen. Ihr seid aneinander geraten und du hast das väterliche Haus verlassen — es sind geschehene Dinge. Aber nehmen wir an, es sei an dem Bruche einer so gut schuld wie der andere — wem steht es zu, die Hand zum Frieden zu bieten, dem Vater oder dem Sohn? Die Antwort hierauf wirst du dir, wenn du unbefangen urteilen kannst, selber geben. Der Sohn, der nachgibt, erfüllt die Pflichten kindlicher Liebe und kindlichen Gehorsams; der Vater, der nachgibt, verletzt die Pflichten der Herrschaft in seinem Hause und gibt sich unmännlich in die Hand des Kindes.

Wüßten deine Eltern nicht, daß sie dich aus dieser Ursache nicht zurückrufen dürfen, sie hätten's wahrlich schon lange getan. Denn sie kümmern und grämen sich, sie verzehren sich in Sorgen und Unruhe, wie wenig sie sich's vor andern auch anmerken lassen. Die Freude und die schöne Zufriedenheit ist aus ihrem Hause gewichen. Darf nun der Sohn, der davon Kenntnis erhält, zaudern, seinen Eltern die verlorene Freude wiederzugeben? Darf er zaudern, wenn man ihm zeigt, daß es seine Pflicht ist

und er allein es vermag? Wenn der natürliche Mensch in dir widerstrebt, wenn er sich dreht und windet und allerlei Ausflüchte macht — um so besser, Ludwig! Denn dann hast du Gelegenheit, in Überwindung desselben zu beweisen, daß du ein Christ und ein braver, sittlicher Mensch bist. —

Ich wende mich an den Ludwig, der mir im Unterricht gar oft durch verständige und feine Antworten Freude gemacht hat. — Wenn ein Sohn, der trotzig davongelaufen, in das Haus seiner Eltern zurückkehrt, weil es ihm draußen schlecht geht und er gern wieder besser essen und trinken möchte, so ist er ein armer Sünder, dem man allenfalls verzeihen, aber keine Achtung schenken kann. Wenn er aber heimkehrt aus Liebe zu den Seinen und in der großmütigen Absicht, ihnen Freude zu bringen, wenn er heimkehrt, obwohl er sich sagen kann, daß er sich draußen selber zu helfen vermöchte, dann ist er ein braver, edler Mensch und handelt in dieser christlichen Selbstüberwindung viel männlicher, als wenn er trutzig weiter und weiter liefe; denn es gehört viel mehr Kraft dazu, seinen Willen zu brechen, als seiner Leidenschaft zu fröhnen. — Das Christentum, Ludwig, das ich dich gelehrt habe, ist nicht einem Gefäße gleich, das man in einen Kasten stellt, um es hier und da seinen Freunden zu weisen; es ist eine Sache zum Brauchen. Und je mehr und je fleißiger man diese Sache braucht, desto besser und schöner wird sie.

Erwäge noch etwas anderes! Du strebst nach einem eigenen, in deinen Verhältnissen ungewönlichen Preis. Du begehrst ein Mädchen zur Frau, die durch ihr Vermögen und ihre Stellung im Leben nach der hergebrachten Ansicht nicht deinesgleichen ist. Du verlangst, daß deine Eltern ihre Pläne opfern und ihre gewohnten Begriffe aufgeben sollen um deiner Leidenschaft willen. Womit hast du denn das verdient? Was hast du denn dafür getan? Du forderst dem Vater seine Einwilligung ab, und wie er sie verweigert, brichst du mit ihm und gehst davon. Heißt das von seinen Eltern eine Gunst verdienen? Und wenn du nun ganz fortwandertest in die Fremde, könntest du von dem völlig geflohenen, doppelt gekränkten Vater erwarten, daß er dich dafür durch Erfüllung deiner Wünsche belohnte? Wenn du aber selbst ein Opfer bringst, wenn du dich demütigst und in freiem Entschluß als gehorsamer Sohn zurückkehrst, dann möchte das wohl die Herzen der Deinen rühren, sie möchten eine Anregung empfinden, nun ebenfalls ein Opfer zu bringen und da zu belohnen, wo ein Verdienst vorhanden ist.

Ich will dir keine Hoffnungen machen, denn ich habe kein Recht dazu; noch weniger kann ich für etwas der Art einstehen. Allein wenn du den Segen des Himmels haben willst, so mußt du durch edles Handeln dich seiner wert machen. Und wenn du bei deinem Vater etwas erreichen willst,

so darfst du nicht auf eine Schwäche rechnen, die er nicht hat, sondern du mußt die Großmut zu erwecken suchen, deren er fähig ist.

Und nun bedenke, was deine braven Eltern von jeher für dich getan haben, und frage dich, ob die Aufrechthaltung eines im Zorn gesprochenen Wortes so schwer wiegen darf wie die Pflicht der Dankbarkeit für unberechenbare Wohltaten. Denke an die Freude, welche du den Deinigen machen wirst — und daneben auch ein wenig an die, welche dein alter Freund haben wird, der dich gar gern wieder in seiner Nähe hätte!"

Ob dieser Brief einen andern umgestimmt hätte? Ich weiß es nicht. Bei Ludwig erfüllte er seinen Zweck, und der alte Herr bewies hier, daß er seinen Schüler kannte. Der Verstand des jungen Burschen konnte den Gründen des Geistlichen nicht unrecht geben, und sein gutmütiges Herz war empfänglich für die edeln Mahnungen, die er an sich gerichtet sah. Er erkannte klar: geschehen muß etwas, mein Vater tut's nicht, darum muß ich's tun. Er fühlte sich bei diesem Gedanken nicht kleiner als vorher, sondern größer, und deutlich rief es in seinem Herzen, daß der Gang nach Hause der Weg zu seinem Glück sein werde. Er faßte seinen Entschluß und blieb dabei.

Am andern Morgen zerriß er den Brief an Annemarie und schrieb einen andern, der kurz so lautete: „Liebe Annemarie! Ich bin im Streit vom Schmiedbauer geschieden und folge nun dem Rat unsers guten Pfarrers und kehre aus freien Stücken zu meinen Eltern heim. Er hat mir seine Meinung schriftlich zukommen lassen, und du würdest ihm ebenso recht geben müssen, wie ich es tue. Ich bleibe dir unabänderlich treu und tu' nur einen Schritt, der uns dem Ziel, das wir beide uns gesetzt haben, näher bringen muß. Und vertrau' dem Herrn Pfarrer und mir nur ohne weiteres, wenn ich dich auch in der ersten Zeit nicht gleich besuchen könnte. Es geschieht alles zu unserm Besten. Ich bin dein ewig getreuer Ludwig."

Nachdem er diesen Brief an Annemarie durch eine sichere Gelegenheit abgeschickt hatte, wo sie ihn noch im Laufe des Tages bekommen mußte, nahm er von den Wirtsleuten Abschied, ging zum Pfarrer des Orts und teilte ihm sein Vorhaben mit. Der Geistliche lobte ihn sehr und wünschte ihm alles Glück, indem er ihm freundlich lächelnd Mut einsprach. Ludwig ging zuerst nach Nördlingen und richtete es so ein, daß er in der Dämmerung auf Feldwegen nach seinem Dorfe wanderte. Als er sich seinem Garten näherte — denn durch ihn wollte er ins Vaterhaus zurückkehren — mußte er erfahren, daß auch bei der größten Willigkeit des Geistes das Fleisch dennoch schwach sein kann. Wie fest er sich vorgenommen, heimzukehren als ein Mensch, der weiß, was er will und der seine Pflicht erfüllt, so fing sein Herz doch gar mächtig an zu pochen und er wurde rot vor sich selber. Trotz dieser Anwandlungen des Schämens und Zagens ging er

indes vorwärts, bis er in den Hof und von da in die Stallung kam. Das übrige wissen wir.

Als der Alte sah, daß sein Sohn nichts vorzubringen vermöge, brach er das Stillschweigen auf eine Art, wie sie ihm fürs erste allein möglich war. Er sagte: „Es scheint, daß es dir beim Vetter Schmiedbauer nicht recht gefallen hat, da du wieder zu einem Mann kommst, wie dein Vater ist. Hat man den Herrn vielleicht nicht gut gehalten? Hat man sich unterstanden, ihm durch den Sinn zu fahren? Wie oder hätte" — Weiter konnte er nicht reden, da die Mutter ihm mit dem Ausruf: „Bist du gleich still!" den Mund zuhielt. Zu Ludwig gewendet, sagte sie dann: „Kehr dich nicht an seine Reden, du kennst ihn ja! Ihm ist's am liebsten von uns allen, daß du wieder da bist!" — „Ja wohl," bemerkte Andres, „ihm ist ein Mühlstein vom Herzen gefallen!" — Der Alte sah Andres an und sagte: „Ihr leid Narren, du und deine Mutter!" — Dann faßte er sich und sagte mit Würde: „Freilich ist's mir lieb, wenn ich sehe, daß ein junger Mensch zur Einsicht kommt und seinem Vater nachgibt, wie sich's gehört! Wenn ein toller Streich wieder gut gemacht und der Karren wieder ins Gleis geschoben wird, das muß einen vernünftigen Menschen freuen."

Diese Rede öffnete dem Sohne wieder den Mund; er sagte mit bescheidener Festigkeit: „Vater, ich bin zu dir zurückgekommen aus freien Stücken. Ich hab's nicht nötig gehabt, denn einem Menschen, wie ich bin, steht die Welt offen, und daß ich etwas ertragen kann, hab' ich bewiesen. Ich bin zu dir zurückgekommen, weil ich mich überzeugt hab', daß das Nachgeben meine Pflicht ist, und nun bin ich auch entschlossen, alles auszuhalten, was mir geschehen mag." — Der Alte hatte hoch aufgehorcht; die Rede und die Art, wie sie vorgebracht wurde, gefiel ihm. Ebendeswegen hielt er sich aber an die letzten Worte und erwiderte: „Dummheiten! Man wird dich wohl hier fressen? Du bist noch immer der Alte!" — Damit wandte er sich weg.

Die Mutter dachte nun an etwas anderes. Sie fragte: „Aber du wirst hungrig sein, Ludwig, von dem Marsch! Gleich will ich ein Stück Fleisch richten, das noch von gestern übrig ist!" — Andres, der in bester Laune war, bemerkte: „Du bekommst Kalbsbraten, wie dein Vorgänger im Neuen Testament." — Ludwig, auf den Scherz eingehend, erwiderte: „So wie der komm' ich drum doch nicht heim! Indessen hab' ich schon in Nördlingen Kalbsbraten gespeist und muß für dein Anerbieten danken, Mutter."

„Ah so," rief Andres, „du hast dich gestärkt zu der großen Anrede! Die Kraft hat aber doch beinahe nicht gereicht." — „Sei still," sagte die Mutter, „du bist grad wie dein Alter!" — Sie bot ihren Braten wieder-

holt an und Ludwig mußte es aufs bestimmteste abschlagen, bevor sie sich beruhigte. Nun lud sie ihn ein, sich an den Tisch zu setzen, wo der Vater schon Platz genommen hatte und ihr zu berichten, wie's ihm ergangen sei.

Ludwig erzählte seine ganze Geschichte, mehrfach unterbrochen von den Ausrufungen der Mutter: wie sie nie geglaubt hätte, daß die Schmiedbauersleute von der Art seien. Als er den Auftritt mit dem jungen Schmiedbauer schilderte, konnte sein Vater nicht umhin, den Jungen, der hier gezeigt, daß er auch „Schneid" habe, beifällig anzusehen. Bei dem Bericht über die Umwandlung durch den Brief wurde er aber plötzlich ernsthaft. „So, so," sagte er, „ein Brief von unserm Pfarrer. Darf man ihn vielleicht auch lesen?"

Ludwig übergab ihm den Brief, denn er hatte wohl gemerkt, daß er auch für den Vater geschrieben war. Der Alte rückte die Ampel näher und las, anfangs mit würdevollen Zeichen der Beistimmung und Anerkennung, dann mit sehr bedenklicher Miene. „So, so, so," sagte er, als er fertig war. „Das schreibt der Herr Pfarrer? — Nun seh' ich, wie viel's geschlagen hat!" — „Nun?" fragte die Mutter mit großer Neugierde. — „Jetzt kenn' ich mich aus und bedank' mich schön," fuhr der Alte mit empfindlicher Miene fort.

Ludwig, seine Gedanken erratend, sagte: „Vater, ich weiß, was du meinst. Aber ich verspreche dir's, nie sollst du von mir eine Bitte hören. Wenn ihr mich nicht mehr mit der Base plagt, so will ich nichts weiter." — Der Alte versetzte: „Du willst nichts weiter? Gut, schön! Das heißt für die erste Zeit. Du kannst warten! Hab' ich's getroffen?" — Als er Ludwig leicht erröten sah, setzte er hinzu: „Dein Pfarrer und du, ihr dürft fein nicht glauben, daß der Angerbauer ein Brett vor dem Kopf hat. Ihr seid mir noch lang nicht zu gescheidt! Daß ihr euch nur nicht verrechnet!" — Jetzt rief die Mutter in ernstlicher Ungeduld: „Aber was hast du denn?" — „Ach," erwiderte der Alte, „die ganze Geschichte ist mir zuwider, ich bin müd' und geh' zu Bett." Damit stand er auf und ging hinaus in die Schlafkammer.

Die Mutter „zündete" ihm nicht, wie sie sonst auch unaufgefordert getan hätte. Sie war zu neugierig, zu erfahren, was in dem Brief stehe, und forderte Ludwig auf, ihn vorzulesen. Dieser las die Hauptstellen. Als er geendet hatte, rief die gute Frau, während Andres sehr schlau drein sah: „Ei, ei, ei! Nun begreif' ich deinen Vater." — „Liebe Mutter," sagte Ludwig, „heut' wollen wir von dieser Geschichte nicht weiter reden." — „Ja wohl," bemerkte Andres, „wir wollen uns niederlegen, ich bin schläfrig. Komm, du gehst mit mir in die obere Kammer. Hab' ich doch wieder einen Schlafkameraden!" Er wollte den Bruder mit sich fortziehen, aber die

Mutter hielt ihn noch und fragte: „Willst du denn aber wirklich nichts mehr essen heute, Ludwig?“ — „Nein,“ erwiderte dieser dankbar, gab ihr die Hand und sah ihr zärtlich ins Auge, indem er sagte: „Schlaf' wohl, gute Mutter! Führ' meine Sach' beim Vater.“

Die Mitteilungen, die Andres seinem Schlafkameraden gemacht, konnten nur günstige gewesen sein; denn Ludwig zeigte am andern Morgen in seinem Gesicht eine eigene stille Zufriedenheit und Hoffnung. Er wußte, daß der Pfarrer früh aufzustehen pflegte, und wollte ihn daher zuerst besuchen. Auf dem Wege wurde er von verschiedenen Bekannten erstaunt angesehen, von einigen schelmisch begrüßt. Er war jedoch in zu guter Stimmung, um verlegen zu werden; er dankte und antwortete wieder scherzend. — Der alte Herr war sehr erfreut, als er ihn sah. „Ah, brav so!“ rief er, ihm die Hand reichend, „du hast meinen Rat befolgt!“ — „Ja, Herr Pfarrer.“ — „Und bist wohl aufgenommen worden?“

Ludwig erzählte, wie es ihm ergangen. Der Alte hörte mit größter Teilnahme zu und sagte: „Nun, ich kenne ja die Deinen! Es ist gekommen, wie ich's dachte.“ — „Ja,“ versetzte Ludwig, „Sie haben sich meiner angenommen, Herr Pfarrer. Ich sehe nun wohl, wie Sie's meinen, und weiß, daß wir alles Gute, was uns noch kommen wird, nur Ihnen verdanken.“ — „Pst!“ rief der alte Herr lächelnd und freundlich warnend. „Still davon!“

Vom Pfarrer ging Ludwig zu seiner Schwester, die er allein in der Stube traf. Sie hatte von seiner Ankunft schon gehört und gab ihm die Hand, indem sie ausrief: „Bist du da, Vagabund? Du machst schöne Streiche, ja!“ Ludwig zuckte die Achseln und begrüßte den eintretenden Schwager, der seine Frau fragte: „Hast du nicht den Ofen eingeschlagen bei dem seltsamen Besuch?“ — „Wahrhaftig,“ sagte diese, „das hätt' ich tun sollen.“ — „Nun,“ bemerkte Ludwig, „von jetzt ab werd' ich schon öfter kommen.“ — Die Schwester lächelte. „Du glaubst wohl selbander? Aber das hat noch einen Haken.“ — „Man kann nicht wissen,“ versetzte Ludwig mit einem gewissen Übermut.

Er verließ die Familie sehr aufgemuntert. Aus allem, was er sah und hörte, drängte sich ihm die Überzeugung auf, daß sich die Seinen — vielleicht nur den Vater ausgenommen — mit dem Gedanken an eine Heirat zwischen ihm und Annemarie schon vertrauter gemacht hatten, als er nur irgend hatte hoffen können. Was würde er gesagt haben, wenn er erfahren hätte, daß er diese Umstimmung zum großen Teil dem Benehmen der Eva verdankte! Dieses hatte namentlich die Schmalzbäuerin empört, und da bei der angestellten Vergleichung Annemarie doppelt gewinnen mußte, so hatte die Schwester gegen ihren Mann und die Mutter zuerst den Gedanken ausgesprochen, es würde am Ende das Beste sein, dem Ludwig

das Mädchen zu lassen. — Als er an der Gasse vorüberging, die zu dem Bäckerhause führte, sah er sehnsüchtig hin, und beinahe hätte er dem Drange nachgegeben, zu der Geliebten zu eilen und ihr seine Hoffnungen zu verkünden. Aber er sagte sich: „Nein, es darf nicht sein!" und ging nach Hause.

In derselben Morgenstunde saß Annemarie bei einer Arbeit in der Stube des Bäckers. Sie hatte Ludwigs Brief am gestrigen Tage richtig erhalten, und ohne daß es jemand gesehen. Die Überraschung, welche der ausgesprochene Entschluß des Geliebten in ihr hervorrufen mußte, hatte bald einem großen Wohlgefühl Platz gemacht. Die Last, die sie noch zu tragen hatte, war abgeworfen. Sie war nicht mehr eine „Stifterin des Unfriedens zwischen Vater und Sohn"; man konnte ihr den ungerechten Vorwurf gar nicht mehr machen! Die Selbstüberwindung Ludwigs begriff das wackere und begabte Mädchen, und ihr Herz sagte ihr, daß diese Heimkehr ihnen beiden zum Segen sein werde.

Als sie in diesen Gedanken glücklich dasaß, kam Regine atemlos gelaufen und rief: „Weißt du die große Neuigkeit schon?" — „Nun, was ist's" fragte Annemarie. — „Fall' nicht vom Stuhl, wenn du's hörst: der Ludwig ist wieder bei seinem Vater!" — Annemarie errötete ein wenig und erwiderte: „Das hab' ich schon gewußt, er hat mir's gestern geschrieben." — „So?" versetzte die Freundin etwas empfindlich, „und davon sagst du mir nichts?" — Annemarie sah sie gutmütig an und erwiderte: „Muß ich dir denn alles sagen? — Auch jetzt muß ich dich bitten, von diesem Brief niemand etwas merken zu lassen." — „Ich verrat' nichts", sagte Regine. „Aber wird er dich denn besuchen?" — „Heute nicht„, versetzte Annemarie ruhig, „und morgen auch nicht. Aber ich kann warten."

Zwei Tage nach der Rückkehr Ludwigs wurde bekannt, daß die Hoferbin Eva sich versprochen habe. Der Erkorene war jener Vetter der beiden langen Bauerntöchter, den wir vom „Ansing" her kennen. Obwohl der Gedanke einer Verbindung zwischen Eva und Ludwig vom Angerbauer selber aufgegeben war, so lag in dem Ereignis doch etwas Günstiges. Die Möglichkeit war nun ganz verschlossen und der rasche Entschluß des Mädchens reizte die schon freundlich gestimmten Seelen, auch ihrerseits ans Werk zu schreiten.

Fast zu derselben Zeit wurde bekannt, daß ein Bauer sich auswärts angekauft habe und sein Hof zu erwerben sei. Nun hielten sich die Angerbäuerin und die Schmalzbäuerin nicht länger. Sie pflogen Rats und förmlich wurde der Beschluß gefaßt, daß man dem Ludwig das Mädchen geben müsse. Die Gründe waren: „Die Annemarie ist brav; vernarrt sind sie ineinander; eine andere nimmt er nicht; im Geschrei ist er mit ihr; ein Hof ist zu haben; und endlich: es geht einmal nicht anders!" — Zuerst

wurde der Schmalzbauer ins Geheimnis gezogen. Dieser, der mit seinem Weib „gut hauste“ und von der Lieb' noch einen gewissen Begriff hatte, erklärte seine Zustimmung und Beihülfe ohne weiteres. Durch ihn verstärkt rückten die beiden Frauen endlich an einem Nachmittag hinter den Angerbauer.

Obwohl dieser den Vorschlag hatte kommen sehen und selber sah, daß es nicht wohl anders ging, so fuhr er doch gewaltig auf und fragte: ob sie wirklich alle miteinander verrückt geworden seien? Alle Gegenstände wurden von ihm hervorgeholt und ein Ach und O folgte dem andern. Ein Haupteinwand war die „Söldnersfreundschaft“. Den konnte aber der Schmalzbauer widerlegen. Der Bäcker war ins Dorf gezogen und in demselben ohne Blutsverwandte. Seine einzige Tochter sollte den Hans, einen Bauern heiraten, wenn auch den kleinsten im Dorfe. Auf diese Art hatte man nur Einen Söldner in der Freundschaft, den Bäcker, und das war doch auch kein gewöhnlicher. Der Köcher des Alten war leer. Dennoch gab er sich nicht. Er schwieg, setzte sich auf den Großvaterstuhl und sah, in Mißmut versunken, zu Boden. Dann erhob er den Kopf und sagte mit unmutsvoller Strenge: „Hat ein Vater jetzt wirklich nichts mehr zu tun als dem Kind nachzugeben? In frühern Zeiten, da hat man's anders gemacht! Da hat der Vater seinen Kopf durchgesetzt und nicht der Bub'! — Und wenn ich's jetzt doch nicht tu', trotz eures Gered's — und wenn der Bub' nachgeben muß, wißt ihr, ob er mir's nach einem Jahr nicht dankt?“

Die Mutter zuckte die Achsel und schaute sehr ungläubig. Die andern schüttelten die Köpfe.

„Ihr seid alle miteinander Weiber!“ rief der Alte. „Auch der Schmalzbauer ist eins! Immer gleich weich werden und luck lassen! — Geht mir! — Wenn ich bedenk', daß dieser Mensch zu hausen anfangen könnt' als ein reicher Mann!“

„Das Geld ist nicht alles!“ rief die Angerbäuerin jetzt fast mit Unwillen. „Der Ludwig fängt an zu hausen als ein Mensch, der etwas erwerben kann! Und dazu hat er ein braves, gesundes und schönes Weib, von der er brave, gesunde und schöne Kinder haben wird!“

„Ein solches Weib“, rief die Schmalzbäuerin eifrig, „ist mehr wert als eine, die dreitausend Gulden mehr hat!“

„Vater“, begann die Mutter nach einer Weile mit großem Ernst, „sperr' dich nicht länger! Aus der Geschichte kommen wir nicht mehr anders heraus — mach' ein End'!“

Der Alte schwieg. Auf einmal stand er auf und rief grimmig: „Nun ins — —“ Er verschluckte den Rest. „Meinetwegen! Er mag sie haben — weil ihr's doch nicht anders haben wollt! Wie er dann aber fortkommt, das ist seine und eure Sache!“

Die Weiber, welche die Angelegenheit ganz zu der ihrigen gemacht hatten, schrieen auf vor Freude und lobten den Alten über die maßen. Dann sagte die Schmalzbäuerin: „Nun laßt mich machen! Etwas gehört ihm noch!“ Sie rief Andres herbei und sagte, er solle Ludwig holen, er sei im Garten. Andres nickte mit dem Kopf, wie einer, der begreift, und richtete seinen Auftrag aus, ohne dem Bruder etwas von seiner Vermutung zu sagen. Als sie miteinander in die Stube traten, begann die Schwester mit einer Art von Geschäftsmiene: „Ludwig, soeben ist von dir die Rede gewesen. Du weißt, die Ev' heiratet, und wenn man dir auch keine „Spreuer“ (Spreu) vor die Tür streuen wird, so ist's doch keine Ehre für dich. Du mußt auch heiraten; und zum Glück ist unerwartet ein Antrag an uns gekommen, der unsern ganzen Beifall hat, und, wie wir hoffen, auch deinen. Das schönste und reichste Mädchen im ganzen Ries sagt augenblicklich Ja, wenn du willst.“ — „Wer ist denn die?“ fragte Ludwig. „Des Wirts Tochter in * *.“ — In der Tat war diese, wenn nicht gerade die schönste, doch wenigstens eine der schönsten und reichsten.

Ludwig, ungewiß, was er denken sollte — denn die Schmalzbäuerin hatte ganz ernsthaft gesprochen und die andern ebenso ernsthaft dreingesehen — erwiderte kurz: „Ich dank' schön.“ — „Wie?“ rief die Schwester, „ist dir die auch nicht recht?“ — „Gegen das Mädchen hab' ich nichts, aber ich will überhaupt nicht heiraten.“ — „So?“ sagte die Schmalzbäuerin, „das ist etwas anderes.“

Nun wurde auch der Alte angesteckt. „Ich hab's euch ja gesagt!“ rief er den andern zu. „Sein erster Versuch ist so übel ausgefallen, daß er's ganz verschworen hat. Wenn wir ihm nun auch die schöne Zimmermannstochter geben wollten, die so „guet tanzt“ und die mehr wert ist als alle rieser Bauern- und Wirtstöchter zusammengenommen — er würde auch sagen: ich dank' schön!“ — „Wirklich?“ fragte die Mutter, zu Ludwig gewendet, „würdest du das?“

Dieser, betroffen, verwirrt, schaute die Gesichter an und verweilte bei dem des Vaters, der aber seine Rolle fest behauptete. Die Mutter konnte sich nicht länger halten. Sie nahm den Sohn bei der Hand und sagte: „Nun, Ludwig, mach' einmal ein ganz freundliches Gesicht! Deine Schwester, dein Schwager und ich, wir haben den Vater herumgebracht — du sollst die Annemarie haben!“ „Ist's wahr?“ rief der Glückliche, drückte der Mutter die Hand, eilte zum Vater und dankte ihm in überfließend zärtlichen Worten. Der Alte machte ein seltsames Gesicht. „Ach!“ rief er mit einem großen Seufzer, „nun muß man auch den Dank noch hören! — Geh' fort“, setzte er hinzu, als Ludwig den andern seine Liebe bezeigte, „geh und sag's dem Mädchen, damit ein Ende wird!“

Ludwig ließ sich das nicht zweimal sagen. Nach wiederholten Dank-

reden eilte er davon. Als er hinaus war, sagte die Schmalzbäuerin zu Andres: „Nun, was ist denn dir? Du stehst ja da wie ein „Ölgötz“! Freust du dich denn nicht?“ — „Gott!“ erwiderte Andres, „daß das so kommen wird, hab' ich ja längst gewußt!“

Ludwig kam zum Bäckerhaus wie im Traum. Als er die Tür geöffnet hatte, sagte sein strahlendes Gesicht alles. Wie durch einen Zauberschlag entzündet, glänzte sein Glück auf dem Antlitz der Geliebten, die bei dem Bäcker und Regine saß; sie flog ihm entgegen und in der zärtlichsten Umarmung flossen selige Tränen von ihren Wangen herab. „Du bist mein, Annemarie, mein mit dem Willen meiner Eltern!“ rief Ludwig zum Überfluß und drückte die Geliebte fester an sich, deren vor Freude gebeugtes Haupt an seine Brust gesunken war. — Es war einer von den Augenblicken, die man als unverdientes Geschenk empfindet, wenn man in Not und Sorgen, in Dulden und Sehnen jahrelang danach getrachtet hat.

Das Schicksal hatte aber für die Liebenden noch eine Gabe im Füllhorn. Zwei Tage nach der günstigen Entscheidung gelangte ins Bäckerhaus die Nachricht, daß in dem württembergischen Städtchen Bopfingen (dem Abdera oder Schöppenstedt des Rieses) eine Verwandte gestorben sei und der Annemarie zweitausend Gulden vermacht habe. Dies war kein bloßer Zufall, auch kein „Bopfinger Stückle“ von der Verstorbenen, sondern eine verständige Handlung, herbeigeführt durch das Mädchen selbst und ihr braves Benehmen. Die kinderlose Base hatte davon gehört, und da sie als eine erfahrene Frau so treue Liebe hochhielt, so wollte sie sterbend einen Beitrag leisten zu ihrer Belohnung. — Als man dem Angerbauer diesen Glücksfall hinterbrachte, war er zunächst sehr erfreut über den Zuwachs des Vermögens, dann aber auch darüber, daß er erst nach seiner Einwilligung bekannt geworden, so daß niemand behaupten konnte, er hätte nur um des Geldes willen Ja gesagt. Um so mehr fühlte er sich nun angetrieben, gegen seinen Sohn ganz als Vater zu handeln. Er kaufte den feil gewordenen Hof für Ludwig, der ihn als sein Heiratsgut haben sollte, obwohl er um ein gutes Teil mehr kostete als sechstausend Gulden. Überdies ergänzte er den Viehstand und das Geräte, so daß die Besitzung nichts mehr zu wünschen übrig ließ. Dann setzte er den Heiratstag (den Tag der Verlobung) selber fest.

In der Zwischenzeit fanden die ersten Besuche und Gegenbesuche statt. Es war ein großer Augenblick, als Annemarie an der Seite ihres Vormundes zum ersten mal in den Hof des Angerbauers trat. Ludwig war ihnen entgegengeeilt, und seine Eltern erwarteten die Gäste auf der Schwelle der Haustür. Wie mutig das Mädchen war, so kam sie doch ein Zittern an, als sie dem stolzen Bauer, der so lange als die gefürchteste Person vor ihrer Seele gestanden, zur ersten Begrüßung entgegenging. Allein

sie wurde sehr freundlich empfangen, wie es in der Natur der Sache lag. Sobald der Angerbauer seine Zustimmung zu der Heirat gegeben hatte, war das Verhältnis in seinen Augen sanktioniert. Die Strahlen seines Lichtes fielen nicht nur auf Annemarie, sondern auch auf den Bäcker und machten sie zu seinesgleichen. Annemarie war nicht mehr die Tochter und Verwandte eines Söldners, sie war die künftige Schwiegertochter des Angerbauers, und als solche konnte sie die größten Ehren in Anspruch nehmen. Niemand wäre zu raten gewesen, daß er jetzt in Gegenwart des Alten über diese Verbindung seine Verwunderung ausgedrückt oder gar über das Mädchen geringschätzig gesprochen hätte.

Als Annemarie die Freundlichkeit der Eltern sah, fand sie ihren Mut wieder und beantwortete die Begrüßungsfragen so anmutig und bescheiden, daß der Alte sie selber bei der Hand faßte und in die Stube führte. Man würde den Landleuten sehr unrecht tun, wenn man ihnen nicht ein ihrem Stande entsprechendes Schicklichkeits- und Zartgefühl zutrauen wollte. Als man hier an dem wohlbesetzten Tische saß, unterhielt man sich, als ob nie ein Streit vorgefallen wäre, nicht eine Hindeutung erlaubte man sich darauf. Dagegen wurden die erfreulichen und ehrenvollen Neuigkeiten besprochen: die Erbschaft, die Annemarie zugefallen war, der Kauf und die Einrichtung des Hofes. Bei dieser Gelegenheit machte das Mädchen einige Bemerkungen, die der Angerbauer mit vollem Beifall beehrte, indem er hinzufügte: er sehe schon, daß sie die Sache verstehe. Natürlich saß Ludwig bald an der Seite der Geliebten. Als die Angerbäuerin das schöne Paar zum erstenmal beisammensah, betrachtete sie es mit großem Wohlgefallen, und ein vergnügtes, schlaues Lächeln spielte um ihren Mund, als sie später auch den Vater über einem solchen Blick ertappte. Die Gäste nahmen endlich Abschied, und Ludwig begleitete sie. „Nun," fragte die Angerbäuerin, „was meinst du zu dem Mädchen?" Der Alte erwiderte ernsthaft: „Das Mädchen ist recht."

Sonst ist von der Zwischenzeit nichts mehr zu erwähnen, als ein Besuch, den der alte Angerbauer mit Ludwig in Nördlingen machte. Beide hatten sich in ihren besten Staat geworfen, denn eigentlich wollte der Alte nichts, als sich mit seinem Sohne dort sehen lassen. Da er zu diesem Zweck Bekannte treffen mußte, so begaben sie sich zum „Fadenherrn". Als sie in der Stube sich umsahen, erblickten sie zu ihrer großen Überraschung an einem Ecktisch die ganze Familie des Schmiedbauers, Vater, Sohn, Tochter und Magd. Die Reihe, verlegen zu werden, war nun an diesen. Sie waren in der Tat sehr betroffen, und Michel sah tief beschämt aus. Der Schmiedbauer faßte sich zuerst; er stand auf, ging den beiden entgegen und sagte: „Nun, wie ich höre, kann man gratulieren?" — „Allerdings," entgegnete der Angerbauer mit Würde, „das kann man." — Der Schmiedbauer nahm

hierauf eine lächelnde Miene an und sagte: „Vetter Ludwig, du bist wohl bös auf mich zu sprechen? Aber ich bin dein schlimmster Feind nicht gewesen. Wenn ich dich als den Sohn des Angerbauers bei mir behalten hätte, so stände die Sache jetzt nicht so, wie sie steht.“ — „Ja wohl,“ rief Michel, der auch aufgestanden war, mit der halb komischen, halb Mitleid erweckenden Verlegenheit eines schlechten Gewissens. „Wenn das nicht unser Gedanke gewesen wär', so wär' manches nicht vorgefallen, am wenigsten die Geschichte am Sonntag.“

Ludwig war zu glücklich, um streng zu sein. Er erwiderte daher mit Überlegenheit zwar, aber auch mit Gutmütigkeit: „So, nun soll ich das am Ende gar für ein Freundschaftsstück nehmen? Auch gut! Aber daß ich's nicht gleich getan hab', mußt du mir nicht übel nehmen, Freund Michel: du hast die Sache gar zu gut gemacht.“ Hierauf grüßte er Madlene und die Magd. Jene war glühend rot und sah mit einem Blick zu ihm her, daß er ihr alles verzieh und ihr die Hand zur Versöhnung gab. Die Magd starrte ihn wie einen Prinzen an. Sie konnte gar nicht begreifen, wie sie jemals die Augen zu so Einem habe erheben können, und machte sich in der Ecke so klein als möglich. Auf dem Heimwege sagte Ludwig zu seinem Vater: „Es ist mir lieb, daß es so ausgegangen ist.“

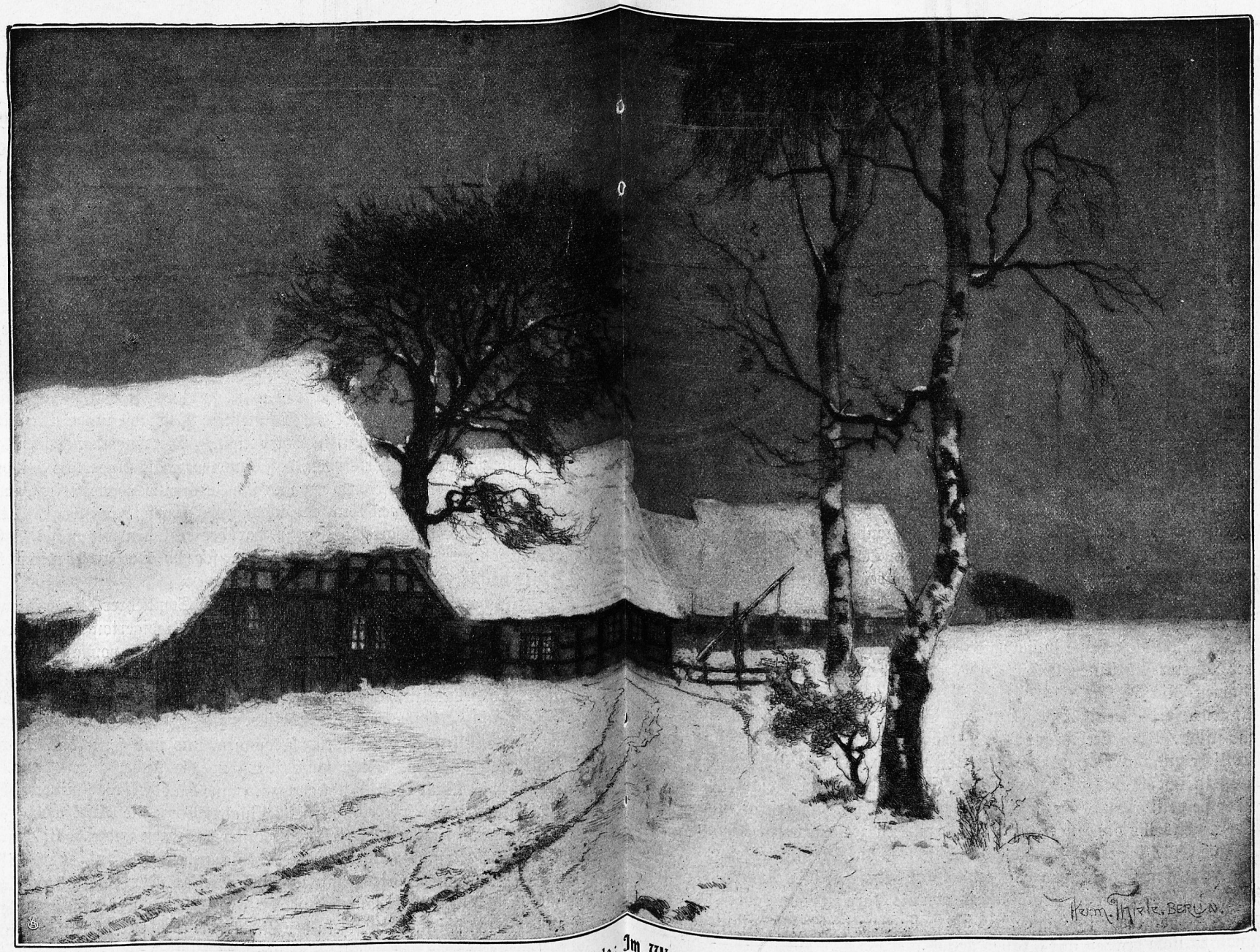
Endlich kam der Tag, wo es zwischen Ludwig und Annemarie „schriftlich gemacht“ werden sollte. Die Liebenden hatten ihn in der letzten Zeit sehr herbeigesehnt. Ihr Glück war zu groß, als daß sie nicht hie und da die Furcht hätte anwandeln sollen, es möchte wie ein Traum zerfließen, und die Unterschrift war eine neue, große Sicherung und gab ihnen festen Boden unter die Füße. Mit der Zusammenkunft der Familien zu einem „Heiratstag“ ist das Glück der Liebenden nicht immer schon außer Frage gestellt. Zuweilen führt die Unterhandlung über die Mitgabe selber noch zum Streit, und ein von der einen Seite begehrter, von der andern verweigerter „Raupe“ oder junger Stier kann Anlaß zu einem Bruche werden, der nur allenfalls durch flehentliches Zureden der jungen Leute wieder zu heilen ist. Wenn nämlich der Vater des Burschen nach wiederholter Aufforderung zu dem des Mädchens sagt: „Ich hätt' nicht geglaubt, daß du ein so interessierter Mensch wärst! Wahrhaftig, schämen tät' ich mich“ u.s.w., so kann's dieser krumm nehmen, zornig werden, auf den Tisch hineinschlagen, daß die Krüge wackeln und die Gläser umfallen, und erbost ausrufen: „Was? ich hab' für mein Mädle so viel getan, daß ich's vor meinen andern Kindern gar nicht verantworten kann, und du willst mir so kommen? Himmelkreuz“ u.s.w. u.s.w.

Im gegenwärtigen Falle war dergleichen freilich nicht zu fürchten. Die Angerbauersleute waren zu vornehm, als daß sie hätten markten sollen; auch lagen die Verhältnisse anders als gewöhnlich. Als man sich nun nach-

mittags in der obern Stube des Angerbauers versammelt und den Getränken und Backwerken der Bäuerin die gebührende Ehre angetan hatte, setzte man sich zu einer Verhandlung, die nicht allzu viel Zeit in Anspruch nahm. Der Protokollführer war der Schullehrer des Dorfs, einer von der alten Gattung, ein Mann von etwas über fünfzig Jahren, der sich noch „Schulmeister" nennen hören konnte und weniger nach Ehre als nach einer guten Nahrung trachtete, im übrigen seinem Amte wohl vorstand. Nach einer würdigen Einleitung des Angerbauers wurde ausgemacht, daß Annemarie dem Ludwig ihr Vermögen von 2900 Gulden (bei Nennung dieser Summe nickte der Schullehrer dem Bauer, den er kannte, höflich bedeutsam zu, als wollte er sagen: „Alle Achtung!") und Ludwig der Annemarie seinen Hof anheirate, mit allem darin, wie es geht und steht. Der Bäcker machte die Bemerkung, daß man bei solchen Gelegenheiten zuweilen auch einen „Rückfall" bedinge, wenn nämlich eines der Eheleute sterben sollte, ohne daß Leibeserben vorhanden wären. Ludwig, der sah, daß der Alte damit seinem Vater entgegenkommen oder ihn versuchen wollte, sagte rasch: „Wir hoffen mit Gottes Hülfe zu leben und wollen für so einen Fall nichts ausmachen. Wenn ich sterbe, dann gehört der Hof meinem Weib, wie umgekehrt mir ihr Vermögen. Anders tut's mein Vater nicht." Der Angerbauer schwieg; er hatte die Möglichkeit vor Augen, daß Annemarie als kinderlose Witwe die Eigentümerin des Hofes werden und ihn durch eine zweite Heirat an eine andere Familie bringen könnte. Ludwig rief aber: „Nicht wahr, Vater?" und der Bauer antwortete: „Ja, ja, darüber bedingen wir nichts." Sein Gesicht sah indes nachher aus, als wollte er sagen: „Das macht mir so leicht keiner nach!"

Als das Nötige besprochen war, setzte der Schullehrer die verschiedenen Punkte auf, las sie feierlich mit einer Art von Predigerton vor und reichte die eingetauchte Feder zum Unterschreiben. Als dies von allen nach der Reihe vollzogen war, ergriff Ludwig die Geliebte rasch bei der Hand und hielt und drückte sie, als ob er sie nicht mehr loslassen wollte. Gerührte Glückwünsche ertönten von allen Seiten.

Unterdessen war der Abend gekommen, und nun sollte erst die rechte Festlichkeit angehen. Nicht umsonst waren die Angerbäuerin und ihre Tochter wiederholt ab- und zugegangen. Eine Magd erschien mit zwei brennenden Kerzen in spiegelblanken Messingleuchtern; die Tafel wurde abgeräumt, mit einem schön gewirkten Tischtuch überzogen und gedeckt. Je zwei Teller von Steingut, silberne Bestecke (die, nebenbei gesagt, zum Teil der Schmalzbäuerin gehörten) und sogar Servietten oder „Salveater" ließen auf ein tüchtiges Mahl schließen, was der Schullehrer mit großem Interesse zu bemerken schien. Im Schein der Lichter, die auf der Tafel prangten, sah die schöngeweißte, nett gehaltene Stube sehr heimlich aus.



Thiele: **Im Winter.**

(Verlag von Ludwig Möller in Lübeck.)

Nicht lange, so erschien die ganze Familie, und am Ende der Pfarrer mit seinem Enkel. Nachdem sich der Sturm der üblichen Glückwünsche einigermaßen gelegt hatte, fand sich der Pfarrer an der Seite der Verlobten. Er fragte: „Nun, bist du zufrieden, Annemarie?" — „O, Herr Pfarrer!" erwiderte das Mädchen in einem Tone, der mehr sagte als jede Versicherung. — Der alte Herr sah sie liebevoll heiter, an und sagte: „Die Tugend scheint's, ist doch auch etwas in der Welt wert und kann auch zu etwas führen! Das Geld und der Stand sind doch nicht alles!" — Das Mädchen ward rot und erwiderte: „Ich schäme mich der Reden, die ich damals geführt hab'. Ich bin tausendmal glücklicher, als ich's verdiene." — Der Geistliche nickte beifällig und bemerkte: „Auf diese Art holst du nach, was dir fehlt."

Als er kurz darauf allein dastand und mit frohen Blicken die Gesellschaft übersah, machte sich der Angerbauer an ihn und sagte: „Sie freuen sich, Herr Pfarrer, und haben auch alle Ursache dazu; an dem heutigen Tag sind doch eigentlich Sie schuld." — „Ich?" fragte der Pfarrer. — „Sie," versetzte der Bauer. „Sie mischen sich nicht in Familienangelegenheiten? Ja freilich! ungeschickt nicht, aber geschickt." — Der alte Herr fragte mit liebenswürdiger Schalkheit: „Hab' ich's nicht recht gemacht?" — Der Bauer drückte ihm die Hand und rief: „Recht gemacht haben Sie's, Herr Pfarrer!"

Es versteht sich von selbst, daß es die Gastgeber während des Tafelns an keiner Aufmerksamkeit fehlen ließen und namentlich das schickliche „Nötigen" nicht vergaßen. Am meisten Höflichkeit wurde dem Pfarrer erwiesen, der Gegenstand der freundlichsten und zartesten Ehrenbezeigungen war aber Annemarie. Ihr wurden die besten Bissen auf den Teller gelegt, und wenn ihr zugeredet wurde, nahmen die Stimmen den weichsten und sanftesten Ton an. Man fühlte, daß bei ihr etwas gut zu machen sei, und tat mehr und tat es besser, als man es für eine reiche Schwiegertochter getan hätte. Alle Liebe, welche diese Leute in sich hatten, kam gegen das Mädchen heraus, und der Pfarrer sah seinen Enkel, der es zu bemerken schien, mit einem bedeutsamen Blick an.

Annemarie aß wenig und gegen das Ende der Mahlzeit wurde sie still und stiller. Ihre Seele war in die Vergangenheit gerichtet. Sie dachte an ihre Liebe und ihre Not, an ihre Bitterkeit und ihre Klagen, und wie sich alles das in unendliches Glück aufgelöst. Sie dachte an die Feindschaft, unter der sie gelitten, und die sich nun in die zärtlichste Freundschaft umgewandelt. Als ihr der Angerbauer von dem eben zerschnittenen Kuchen das schönste Stück überreichte, machte die Güte und die Achtung in seinem Blick einen solchen Eindruck auf ihr erweichtes Herz, daß ihre Augen sich mit Tränen füllten. Sie aß ein Stückchen, um die Gabe zu ehren, aber der Strom der Wehmut war im Gange, das übervolle Herz mußte sich entlasten und unaufhaltsam brachen ihre Tränen hervor.

Alles sah auf sie, ernst, bewegt; die meisten begriffen den Grund dieser Tränen. Es entstand eine feierliche Stille. Ludwig drückte der Geliebten aufs zärtlichste die Hand, die Augen der Frauen wurden feucht. Der Angerbauer saß in tiefem Ernst da und in seinen Blicken entzündete sich ein Feuer, das den Pfarrer beinahe noch mehr ergriff als das Antlitz der Braut. Niemand wollte das Wort nehmen, und der Pfarrer dachte endlich selber daran, durch eine passende Bemerkung einen Übergang zu unbefangener Unterhaltung herbeizuführen, als ihm ein anderer zuvorkam. Johannesle hatte die weinende Annemarie bisher staunend angesehen; wie die Tränen kein Ende nahmen, sondern wieder und wieder aus ihren Augen flossen, stand er auf, ging zu ihr und sagte mit dem ehrlichsten Tone von der Welt: „Warum weinst du denn, Annemarie? Du hast ihn ja jetzt!" Diese naive Rede rief auf dem Gesicht des Mädchens ein sanftes Lächeln hervor und eine milde Heiterkeit in der Gesellschaft. Annemarie sagte mit gütevoller Stimme: „Du wirst's auch noch verstehen lernen, Kind, warum ich wein'! Aber jetzt will ich aufhören." Und sie trocknete ihre Tränen.

Als der Pfarrer mit seinem Enkel nach Hause ging, fragte er, wie ihm heute der Angerbauer und seine Frau gefallen hätten. Theodor erwiderte: „Ich bin ganz erstaunt über sie; nie hätt' ich ihnen zugetraut, daß sie so gut und so wahrhaft zart sein könnten." — „Du siehst also, daß du früher nicht ganz recht hattest, diesen Mann, weil er im Zorn grobe Reden ausstieß, ohne weiteres für roh zu erklären, und wirst künftig mit deinem Urteil behutsamer sein."

Nach sechs Wochen fand die Hochzeit statt. Es war nur eine Stimme über die Schönheit der Predigt, die Andacht des Brautpaares, ihren prächtigen Anzug, das vortreffliche Mahl, wobei die Wirtin des Dorfes sich selbst übertraf, und das große, große Vergnügen. Die Musikanten hielten eine Ernte wie seit Jahren nicht. Der Höhepunkt des Festes war übrigens der Moment, wo der Angerbauer drei Reihen allein mit der Braut zu tanzen hatte. Er drehte sich taktfest ,aber etwas steif herum, und sein Gesicht drückte eine so eigene Mischung von Galanterie und Selbstgefälligkeit aus, daß ein paar ältere Weiber, mit denen er in seiner Jugend zu tanzen pflegte, nicht umhin konnten, sich spöttisch lächelnd anzusehen, als wollten sie sagen: „Der alte Narr! Wenn man ihm das vor einem Vierteljahr gesagt hätte!" Als er unter großem Beifall den letzten Reihen geendet hatte, konnte er in ungestörter Freude seiner Tänzerin ein Glas Wein präsentieren und dann zu einem Vertrauten sagen: „Daß die Hochzeiterin am schönsten tanzt, hab' ich gesehen; daß sie aber auch am besten tanzt im ganzen Dorf, das kann ich jetzt aus Erfahrung bezeugen. Überhaupt: mein Ludwig ist nicht so dumm gewesen!"